In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(15. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Nicht? So! Na — die flattert wie ein Vögelchen im Bauer und rennt sich den Kopf wund. Das Herz hat sie sich schon wund gerannt. Und Sie? — Sie sollten es an der Lektion, die Sie ihr erteilt haben, Genüge sein lassen. „Schonet die Zugtiere." steht jetzt zur Ermahnung an allen Straßenecken. Und — mein lieber Freund — daß Sie für eine gewisse Carla Kaden gar nichts übrig hätten, darf ich doch wohl bezweifeln!"

„Ich leugne nicht, daß mir Frau Kaden — sagen wir — sympathisch ist. Aber auch dann, wenn sie mir noch mehr wäre, würde ich in Dingen, für die ich die Verantwortung trage, keine Zugeständnisse machen, weil ich nicht gewöhnt bin, die Verantwortung abzulehnen. Ich lasse mir nicht an die Nase tippen."

„Sie wird es auch nicht wieder versuchen, dessen bin ich überzeugt. Also denn — kommen Sie mit, Sohr! Nicht meinet- und meiner Schwägerin wegen. Das wird Ihnen niemand zumuten. Aber machen Sie dem Jungen die Freude. Ich will es Ihnen nie vergessen."

Da erhob sich Sohr. Müde kam er um den Tisch herum. Wie ein alter Mann sah er aus.

„Um des Jungen willen will ich kommen. In einer Stunde bin ich dort. Ich möchte aber niemandem begegnen, Herr Kaden — niemandem, auch am Krankenbett nicht."

„Ich sorge dafür! — Haben Sie Dank, Sohr."

Die beiden gaben sich die Hand, dann ging Kaden nach Finkenschlag zurück und ließ Sohr in zwiespältigen Gefühlen allein.

Man hatte Claus im Wohnzimmern auf den Diwan gebettet, das hatte Hannjörg auf Befragen berichtet, und so vermutete Sohr dort der Herrin zu begegnen. Deshalb hatte er die Bedingung an Kaden gestellt. Daß neben diesem Zimmer aber das Arbeitszimmer Carlas lag und beide nur durch eine Portiere getrennt waren, daran hatte er nicht gedacht.

Als er den Flur des Kadenschen Herrenhauses betrat, empfing ihn Fräulein Kerst.

„Lieb ist es von Ihnen und groß, daß Sie sich überwinden. Auch meinen Dank dafür, Sohr," damit öffnete sie ihm die Tür.

Leisen Schrittes ging Sohr zum Lager des Kranken. In weißen Kissen lag sein Freund. Teilnahmslos! Die großen blauen Augen blickten starr und leer zur Zimmerdecke. Sein Gesicht war hochrot, auf der Stirn stand Schweiß.

Sohr nahm die Hand, die schlaff an der Lagerstatt herunterhing. Sie war trocken und heiß. Kurz und jagend war der Atem. Dann beugte er sich über den Kranken und nahm ihn in die Arme.

„Clausimann — kennst du mich? Ich komme dich besuchen."

Da trat Verstehen in die leeren Augen, und heiser kam es von den trockenen Lippen: „Sohr" — dann nochmals: „Sohr" — und ein seliges Lächeln trat auf die matten Züge — nur eine kurze Zeit. Ein Hustenanfall löschte es aus.

Sohr ließ den kleinen Körper sich beruhigen, dann bettete er ihn behutsam in die Kissen zurück.

„So, Clausimann, nun ganz ruhig liegen und gar nicht reden, schön still sein, sonst kommt der böse Husten wieder."

„Bleibst du hier, Sohr?"

„Wenn du schön ruhig bist, bleibe ich bei dir, bis der Sandmann kommt."

„Wenn du fortgehst, muß ich nämlich sterben, Sohr, das hat der Doktor zu Mutti gesagt. Ich hab' es gehört." — Mit angstvollen Augen blickte er zu Sohr auf, der mit zusammengekniffenen Lippen ins Weite sah und fragte zum anderen Male: „Sohr, ist das wahr, was der Doktor sagt?"

„Nein, mein Junge, das ist nicht wahr. Der Doktor weiß wohl, was dir gut ist, was du essen darfst, was du für Medizin nehmen mußt, wenn die Umschläge gemacht werden müssen und noch vieles andere. Aber daß du sterben mußt, das weiß der Doktor nicht, das weiß überhaupt kein Mensch auf der ganzen weiten Welt."

Und wieder kam die angstvolle Frage: „Du auch nicht, Sohr?"

„Doch, Clausimann, ich weiß es. Ich ganz allein weiß es, daß du nicht sterben mußt."

„Woher weißt du das?"

„Vom lieben Gott! Der war böse auf Finkenschlag."

„Warum, Sohr?"

„Weil deine Mutti ein Unrecht nicht einsehen wollte und von mir verlangte, ein Unrecht zu tun. Sie hat gewiß geglaubt, daß es kein Unrecht sei."

„Was hat Mutti denn getan?"

„Danach mußt du sie selbst fragen, wenn du gesund bist. Vorher aber darfst du's nicht. Hörst du, Claus — vorher nicht fragen! Das will der liebe Gott so. — Wenn aber ein Mensch Unrecht tut, dann muß er das bekennen und bereuen und wieder gutzumachen suchen. Und wenn der Mensch es nicht tun will, dann straft ihn Gott am Liebsten, was der Mensch hat. — Und weil du

nun das Liebste bist, das deine Mutter hat, so straft er sie an dir. Deshalb ließ er dich krank werden."

„Das ist garstig vom lieben Gott."

„Nein, Claus, das ist klug von ihm. Nur so kann Gott deine stolze Mutter demütig machen."

„Wenn aber Mutti nun nicht will, dann muß ich immer krank sein?"

„Nein, das mußt du nicht! — Wenn sich nämlich ein Mensch findet, Clausimann, den deine Mutti kennt und der dich lieb hat, und dieser Mensch sagt zu Gott: Erleuchte die Mutti, daß sie ihr Unrecht erkennt und laß mich für den kleinen Claus leiden, dann tut Gott das, denn Gott ist gut. — Und sieh, das ist geschehen. Der Mensch, der das zu Gott gesagt hat, bin ich."

„Du, Sohr?!"

„Ja, ich, mein lieber Junge."

„O — nun mußt du krank werden."

„Das muß ich nicht erst, Clausimann, das bin ich schon. Man sieht es nur nicht. — Ich hab' das Liebste und Beste, was ich hatte — meinen Willen und meinen Stolz — für dich hingegeben. Und der liebe Gott hat das Opfer angenommen, denn er hat mich zu dir geführt. — Glaubst du es nun, daß du nicht sterben mußt und bald wieder gesund wirst?"

„Ja, Sohr, ich glaube es." — Und der Kleine streckte die Aermchen nach ihm aus und sagte: „Komm' lieb haben."

Lange hielt der Herrin Sohn den Freund umfaßt, dann machte sich Sohr behutsam frei.

„So, Clausimann, nun mach' ich dir einen Umschlag, und dann schläfst du dich gesund. Ueber acht Tage ist Erntedankfest, da mußt du singen und springen können."

Wortlos, aber strahlenden Gesichtes ließ sich der kleine Mann in die kalten Tücher packen. Er tat keinen Muckser. — Dann schüttelte ihm Sohr die Kissen auf und bettete ihn weich.

„Wie ein Königskind muß mein Clausimann liegen und träumen muß er von der Mutti und den güldenen Sternlein, von Wenzel und Wenzelaus und von Mister Klaps, dem [illegible] der jetzt alle Kammern von gestohlenem Gut voll hat —"

„Und von dir, Sohr," fiel Claus ein.

„Na — dann auch von mir, wenn es durchaus nicht anders geht. — Nun fang mal an damit. — Liegst du gut, min Jong?"

„Fein," sagte Clausimann und streckte sich — das erstemal seit Tagen — wohlig auf seinem Lager. „Erzähl' mir was," bat er dann.

„Nein, Claus — du fragst so viel und sollst doch fein stille sein. Aber ich will dir was singen. — Soll ich?"

„Ja, Sohr — das Lied, das deine Mutti so gern hörte, von dem lieben süßen Engel."

„Schön, das werd' ich singen."

Er nahm die Laute von der Wand, die dort seit Carla Kadens ersten Ehetagen unberührt am Nagel hing, stimmte sie und begann Abts: Schlaf wohl, du süßer Engel du.

„Rings Stille herrscht, es schweigt der Wald,
Vollendet ist des Tages Lauf,
Der Vöglein Lied ist längst verhallt,
Am Himmel ziehen Sterne auf.

Ob du auch heut' an mich gedacht?
Ich dacht' an dich wohl für und für
Und rufe jetzt dir „gute Nacht"
Verborgen still vor deiner Tür.

Es schwebe aus des Himmels Raum
Ein heil'ger Bote dir zur Nacht
Und bringe dir den schönsten Traum,
Bis du zum Morgen neu erwacht.

Schlaf wohl und schließ' die schönen Augen zu,
Schlafe wohl, du süßer lieber Engel du!"

So sang er einmal und noch einmal, und als er zum dritten Male begann — war Claus eingeschlafen.

Leise erhob sich Sohr, und leiser noch hing er das Instrument an seinen Platz.

Als er sich zum Gehen wendete, erblickte er in der Tür zum Nebenzimmer Frau Kaden.

Bleich den Kopf geneigt und mit über der Brust gefalteten Händen stand sie dort.

Sie hatte jedes Wort gehört, das Sohr und ihr Junge gesprochen hatten, und mit ihr hatten es ihr Schwager und Doktor Steinitz gehört, die sich — unsichtbar für Sohr — im Nebenzimmer befanden.

War das ein Knecht, der da draußen gesprochen, und war es ein Knabe, der ihm geantwortet hatte?! — War das nicht vielmehr gewesen, als habe ein Freund den Freund am Herzen gehalten oder ein Vater den Sohn. War da nicht Liebe getauscht worden, grenzenlose — gegen ebensolches Vertrauen! Ein Wunder war es gewesen, wie es die Menschen nur schauen, wenn ihnen ein gütiges Geschick einen Feiertag schenkt.

Impulsiv denn auch hatte Dr. Steinitz Frau Kaden die Hand gedrückt, wohl zehnmal, ihr zugenickt und geflüstert: „Nun wird er gesund. — Er wird gesund, gnädige Frau. — Der hat ihn gesund gemacht. — Der Glaube versetzt Berge und bannt selbst den Tod."

Und der rauhe Kaden hatte sich eine Träne von den verwitterten Wangen gewischt, als die Worte fielen: „Ich habe meinen Willen und meinen Stolz für dich dahingegeben." — O ja, jetzt verstand er ihn ganz, verstand sein: „Viel verlangen Sie von mir," verstand sein Zögern und sein müdes, schweres Zustimmen. — Seinen Willen und seinen Stolz, das war das Größte, was ein Mann zu geben hatte.

Und Frau Kaden? — Die ward zwischen Jubel und Verzweiflung hin und her gejagt, um zwischen Jauchzen und Weinen neugeboren zu werden.

„Sohr," hauchte es von ihren zitternden Lippen, als sie sich ihm auf der Schwelle zum Krankenzimmer gegenüber sah, und noch einmal: „Sohr" und ganz, ganz leise ein drittes Mal: „Sohr."

Der aber verneigte sich tief: „Er schläft, gnädige Frau. Wenn er mich morgen noch einmal brauchen sollte — bitte!" — und ging hinaus.

Da weinte Frau Kaden bitterlich.

Auch sie hatte ihren Willen und ihren Stolz geben wollen, war aber nicht erhört worden.

Und die beiden Männer verließen lautlos den Raum.

In Finkenschlag und Großsteinau wurde Erntedankfest gefeiert.

Das war einer der wenigen Tage des Jahres, an denen die Pfarrer beider Orte und die Gastwirte gleichermaßen zufrieden waren. Am Vormittage waren die Kirchen voll, am Nachmittage die Kneipen — am Abend waren es die Finkenschlager. In der Kirche hatte der Chor „Lobe den Herrn" gesungen, und vor dem „Weißen Roß" quälte die Dorfkapelle den Trompeten und Clarinetten den Radetzkimarsch ab — laut und hinreißend.

Das war zu jedem Fest so und bedeutete so viel wie: Allons enfants, de la patrie . . .

Das „Weiße Roß“ war nicht etwa ein Pferd, sondern eine Gastwirtschaft und lag auf dem Markte. Dort verkehrte der „gewöhnliche Mensch“ — die besseren Herrschaften belustigten sich im Schützenhause.

Die Finkenschlager waren überhaupt ein eigentümliches Völkchen. In einem Staatswesen kann es nicht so viel Klassen und Kasten geben, als es in Finkenschlag gab. Alle waren sie dort hübsch rubriziert — nach Ein- und Spalt-Hufern, nach Pferden, Kühen, Ziegen und anderem Getier, nach Morgen und Hektaren, nach Einheimischen und Zugezogenen. Je nach Besitz durfte man die Nase tragen: hoch, höher und ganz hoch. Und darauf gab man genauestens acht. Nach Verstand und moralischen Qualitäten fragte in Finkenschlag kein Mensch. Wozu auch? Davon lebte man ja nicht, und deshalb waren die Schulmeister und die paar Intellektuellen, wie Pfarrer, Arzt und Apotheker, auch nur geduldet. Erst die Erheiratung einiger Morgen Land machte sie zugehöri

Wie wenig die Finkenschlager seit dem glorreichen 9. November auf gelehrten Mumpitz und dergleichen zweifelhafte Dinge gaben, ging schon daraus hervor, daß sie sich einen Dorfschulzen erwählt hatten, der mit Orthographie und Grammatik einen qualvollen Kampf kämpfte und — weiß der Kuckuck — doch stets schweißtriefend unterlag, so daß „höheren Ortes“ der Bezug eines Duden angelegentlichst empfohlen werden mußte.

Unser Dorfschulze — Kröber hieß er — hatte beim Kreisdirektor Rückfrage gehalten: was denn ein Duden sei und war dahingehend beschieden worden, daß es sich im Duden um eine Rechtschreibung handele.

Rechtschreibung?! — Wieder so was Neues! — Kröber kannte nur Rechtsprechung.

Er setzte sich denn auch hin und antwortete denen da oben: „Ich beehre mir mitzuteilen, daß das hierorts vorhandene Bürgerliche Gesetzbuch für unsere Verhältnisse geniegt.“

Na also!

Schultheiß Kröber war eben ein sparsamer Herr. Geld, Körperfülle und Ruhe — das sind die Eigenschaften, die ein richtiger Gemeindeoberst haben muß, und die hatte er, Gott Lob und Dank! Was brauchte er einen Duden! Er regierte auf seine Art und regierte nach seiner Meinung nicht schlecht. Im Gemeinderat standen ihm überdies die Weisesten des Ortes — helfend zur Seite, und was er nicht wußte, wußten die auch nicht. Das ergänzte sich also harmonisch und tat keinem weh. —

Endlich gegen drei Uhr funktionierte auch der Rummel auf dem Schützenplatz, der im „Weißen Roß“ schon Wellen schlug.

Herr Schultheiß Kröber war — schnaufend in einzwängendem Bratenrock — am Arm seiner durch das Sonntagskorsett ebenso arg beengten Karoline inmitten seiner harrenden Schäflein erschienen und mit einem Tusch empfangen worden. Der Herr Gendarm Glück kam mit den schultheißlichen Töchtern hinterher. Freundschaftlich, nicht dienstlich.

„Ah“ machte die junge Welt bei ihrem Anblick, und mit Recht, denn die Schulzendamen sahen frisch gewaschen und neugebügelt aus. Und der Gendarm auch.

Herr Kröber hatte seine Gattin zwischen den andern Frauen von Rang und Besitz verstaut. Auf den Dörfern pflegen sich die Geschlechter, so sie ehelich verbunden sind, zu festlichen Angelegenheiten zu trennen. Einmal will der Mensch allein sein. Ich hab sie immer verstehen können.

Karoline saß wichtig und schwer just auf dem Stuhl, auf den sie alter Tradition gemäß gehörte, und somit hatte der treusorgende Gatte seiner Ritterpflicht Genüge getan. Jetzt trat er seinen oberhoheitlichen Begrüßungsgang an.

Auch so'n Stück Arbeit, das die Würde erforderte!

An jedem Tische tauschte er Händedrucke — in Wirklichkeit suchte er die Runde der Exklusiven. Das waren: Der vom Plaktor, der vom Hök, der dicke Schwabenhäußer, der krumme Oskar und Tütchen-Hoffmann.

Zwei von diesen Herren waren selbst mal Schulzen gewesen, die anderen hofften es noch zu werden.

Tütchen-Hoffmann gehörte — wenn man es mit Herkommen und Sitte genau nahm — eigentlich nicht in diesen Kreis. Er war kein Bauer. Er verkaufte den Finkenschlagern Salzheringe, Bonbons, Petroleum, Strickwesten, Sirup, Brustpulver, Jagdpatronen, saure Gurken, Fahrräder, Fliegenfänger und andere Kulturgüter. Man kann also sagen: er erfüllte eine Mission.

(Fortsetzung folgt)

Letzte Begegnung

Skizze von Hans Langkow.

Die Lichter funkeln über der großen Stadt an der Seine. Es ist eine Stunde nach Mitternacht. An einem der Kais geht stolpernd ein Mann entlang, eine untersetzte Gestalt im hellen Sommermantel und kühnem Strohhut. Aber die lichte, westeuropäische Kleidung paßt nicht so recht zu ihm. Wenn das Licht einer Laterne auf den Mann fällt, enthüllt es ein graues Gesicht mit starken Backenknochen und kleinen schiefliegenden Augen, ein Mischlingsgesicht, das nicht auf dieser französischen Erde das Licht der Welt erblickt hat.

Der Mann schwankt weiter. Seine Lippen murmeln undeutliche Worte, er spricht vor sich hin nach Art der Betrunkenen. Immer wieder zieht es ihn nach der Kaimauer, unter der tief und unergründlich im Glanz zerstreuten Lichtes der Fluß dahinzieht.

Jetzt bleibt der Mann stehen. Breit lehnt er sich auf die Brüstung. Nichts sieht er als den Fluß da drunten. Alles scheint um ihn versunken, die große Stadt in seinem Rücken, der Kai, die drei wartenden Taxen unfern, die schimmernde Reihe der Laternen.

Das Gesicht wird starr. Es muß nichts Gutes sein, was er da sieht. Vor zwanzig Jahren war er nicht so zimperlich, als die Toten den Fluß im fernen Rußland hinabschwammen, die Toten, für die er verantwortlich war.

Aber jetzt sieht er sie.

Und kann in seinem trunkenen Wahn doch den Blick nicht davon lassen. Tiefer und tiefer beugt er sich und dann — — —

Das Grauen auf seinem Gesicht wird stärker.

Der schwere Körper verliert das Uebergewicht, Vergebens haspeln die Arme in der Luft herum. Ein wilder Schrei, ein Körper klatscht auf das dunkle Wasser.

In den Taxen, die da unfern auf Fahrgäste warten, regt es sich.

Die Fahrer haben den Schrei gehört. Auch von anderen Seiten her hört man das Rufen und Laufen alarmierter Menschen.

Das Rennen um das Leben eines Unbekannten gewinnt jedoch einer der Fahrer. Das Laternenlicht beleuchtet für Sekunden sein scharf geschnittenes energisches Gesicht unter grauem Haar, als er sich über die Brüstung schwingt.

Er ist ein guter Schwimmer, dieser Mann. Mit geschickten Stößen erreicht er den Verunglückten, der gurgelnd, schon dem Untergange nahe, um sein Leben ringt. Verzweifelt klammert er sich an den Retter, der ihn mit geübtem Griff abhält und dann schwimmend weiterschleppt, der rettenden Treppe zu.

Kein leichtes Stück Arbeit ist es, das schwere, widerspenstige Menschenbündel auf die Plattform hinaufzubekommen. Retter und Geretteter sind gleichermaßen erschöpft.

Der Fahrer hat den andern hinaufgezogen. Schwer atmend liegen sie sekundenlang nebeneinander. Von oben fällt das Licht einer Laterne voll auf die Gesichter. Jetzt sehen sie sich zum ersten Male bewußt an.

Dann erkennen sie sich. Das Gesicht des Geretteten erhält einen Ausdruck namenlosen Grauens. Hilflos flattern die Hände

„Alexei Alexandrowitsch — Herr Rittmeister —“ stöhnt er, „— Gnade — Gnade — ich will nicht ertrinken — —!“

Des grauhaarigen Fahrers Gesicht ist wie zu Stein geworden. Sieht er überhaupt noch dieses verwüstete Gesicht des Winselnden? Er steht über Jahrzehnte hinweg den baltischen Herrenhof in Flammen, steht gemordete und geschändete Menschen seines Blutes, seine Familie. Sieht die Toten, für die dieser Mann verantwortlich ist.

Seine Hände zucken. Ein Stoß, und der trunkene, haltlose Mörder liegt wieder in dem dunklen Wasser, gegen das er sich nicht wehren kann. Ein Stoß, und hunderfache Blutschuld ist gesühnt. Und niemand kann ihn zur Verantwortung ziehen.

Der Grauhaarige kämpft den schwersten Kampf seines tapferen Leben. Und er gewinnt.

In das Winseln des anderen sagt er ruhig und stark:

„Ich bin nicht deinesgleichen. Mag Gott mit dir rechten —!"

Dann reißt er den Haltlosen hoch, schleppt ihn die Stufen empor, wo Menschenhände sich ihnen entgegenstrecken. Alles geht jetzt wie in einem Traum.

Man trägt den Verunglückten, der immer noch winselt und wimmert, in ein Auto — es ist gerade das des grauhaarigen Fahrers. Mit verbissenem Zug um die Mundwinkel setzt er sich an das Steuer.

Der Wagen rast dem nächsten Krankenhaus zu. Ein Wärter und ein Polizist tragen den Mann hinein. Mechanisch, fast unbewußt, folgt der Fahrer. Dann steht er, er weiß selber nicht wie, im Raum der Aufnahme. Man hat den anderen auf eine Bahre gelegt. Er kann ihn nicht sehen. Die weißen Kittel eines Arztes, einer Schwester verdecken ihm die Sicht.

Der Fahrer steht und starrt vor si[ch] hin.

Warum wartet er eigentlich noch, worauf wartet er denn?

Es dauert Ewigkeiten, ehe der Arzt sich umdreht. Sein junges Gesicht ist ernst.

„Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen, mein Freund". sagt er zu dem Fahrer, „Sie haben das Ihrige getan. Der Mann ist soeben im Herzschlag verschieden Der Schreck war wohl zu viel für ihn. Sie sind ein braver Mann."

Den Fahrer fröstelt es. Aber es sind nicht nur die nassen Kleider die ihm dieses Gefühl vermitteln.

Er wendet sich zum Gehen. Er hört nicht, wie man ihm zuruft zu bleiben, sich umzuziehen, sich zu stärken.

Draußen bleibt er einen Augenblick stehen, schaut auf die leuchtenden Lichter von Paris und seine Lippen murmeln inbrünstig: „Gott ist gerecht, er hat entschieden und gerichtet!"

Die Wettfahrt

Humoreske von Erik Bertelsen

Ernst Möller war vom Kontoristen zum Buchhalter befördert worden und hatte nun ein solches Gehalt, daß er nicht mehr wie bisher in seinen Ferien nur eine Radtour machen konnte. Er hatte die Mittel, in einen Badeort zu gehen. Aber er wollte nicht in ein Bad, in dem man nur spazieren geht, Musik hört und flirtet. Besonders an letzterem lag ihm gar nichts da es nur eine Frau gab, die ihn interessierte.

Sie hieß Ingrid Palm und war Lehrerin. Sie aßen im gleichen Pensionat zu Mittag, saßen sogar am selben Tisch und kannten einander schon gut. Und er hatte nichts dagegen, wenn die gewisse Vertrautheit, die zwischen ihnen herrschte, über kurz oder lang zur Verlobung führen würde.

Als er hörte, Ingrid verbringe ihre Ferien auf der Insel Langnes, wählte er denselben Aufenthalt. Und um sich in ihren Augen hervorzutun, mietete er ein Segelboot und einige Fischereigeräte von einem Fischer und begab sich tagtäglich zum Fischen hinaus.

An einem stürmischen Morgen, als er sinnend am Meer stand und wie ein alter Fischer qualmend seine Pfeife rauchte, kam Ingrid auf ihn zu und begrüßte ihn munter: „Guten Morgen, Herr Möller! Wollen Sie bald hinaus und Ihre Netze einziehen?"

„Ja gewiß," sagte er und nickte phlegmatisch. „Wenn nur das Wetter etwas besser würde."

„Würden Sie wohl eine Landkrabbe mitnehmen?"

„Vielleicht! Segeln Sie gern?"

„Ja — das tue ich — besonders bei ‚bidewind'."

„Was sagten Sie eben?" fragte er ganz erschrocken. „Sagten Sie biii—dewind? Das müssen Sie nicht tun! Es spricht sich „bittewind" aus. Es ist nämlich ein holländisches Wort."

„Vielen Dank für Ihre Ablehnung," sagte Ingrid. Ihr Ton klang spöttisch. „Also Sie finden wirklich, im Augenblick sei kein Wetter zum Fischen? Dann werde ich lieber ein paar Briefe schreiben. Vielleicht wird es am Nachmittag klarer, und ich kann dann mitkommen."

Er sah ihr bestürzt nach, als sie ging. Nun war sie sicherlich beleidigt. Er hätte nicht so belehrend einer Lehrerin gegenüber sein dürfen. Dabei hatte er durchaus keinen Grund, mit seinen Kenntnissen zu glänzen. Die Erklärung, die er ihr gab, hatte er erst gestern von einem Fischer erhalten, als er selbst „bitidewind" sagte.

Der Sturm hielt den ganzen Vormittag über an — Möller kam nicht zu seinen Netzen hinaus. Er fürchtete nicht das Wetter, aber er fand es unnötig, völlig durchzuweichen, nur um ein paar Flundern herauszuholen. So äußerte er sich jedenfalls beim Mittagessen im Hotel. Aber niemand glaubte ihm so recht. Die jungen Damen neckten ihn, aber Fräulein Palm schwieg still. Alle behaupteten, er habe Angst vor dem Sturm. Es kam so weit, daß der Rektor Barnö, der früher etwas gesegelt hatte, die Vermutung aussprach, Möller würde kaum verstehen, in einem solchen Wetter mit einem Segelboot umzugehen.

„Aber gewiß verstehe ich mit dem Boot fertig zu werden," sagte Möller eifrig „Kommen Sie mit mir hinaus. Dann werde ich Ihnen meine Künste zeigen."

Der Rektor wehrte ab. „Nein — nein, danke. Ich bin Familienvater! Aber ich gehe jede Wette mit Ihnen ein, daß Sie nicht in zwei Stunden nach Storholmen und zurück segeln können. Ich würde Ihnen sonst gern einen Brief mitgeben an den Leuchtturmwärter, und Sie könnten mir die Antwort bringen. Ich wette 100 Mark!"

„Gut," sagte Möller. „Ich halte die Wette." Er fühlte sich schon um 100 Mark reicher. Bei gewöhnlichem Wetter konnte man die Tour in einer knappen Stunde machen, und in einem solchen Sturm mußte es noch schneller gehen.

„Ich möchte wohl gerne mitsegeln," sagte Fräulein Palm plötzlich.

Selbstverständlich hatte Möller nichts dagegen einzuwenden. Gerade ihr wollte er ja am liebsten seine Künste zeigen.

Punkt zwei Uhr lief das Boot aus dem Hafen, die übermütigen Rufe des Rektors und der übrigen Badegäste folgten ihm. Der Wind kam von hinten, und die Fahrt ging großartig. Es dauerte nicht lange, und es schien, als flögen die Bäume des Strandwaldes nur so vorbei. Aber Fräulein Palm zeigte keinerlei Freude über die schnelle Fahrt.

„Finden Sie nicht, daß es wunderbar geht?" fragte er.

„Ja — jetzt noch," war die Antwort.

Eine Viertelstunde nach zwei Uhr legte das Boot an der kleinen Brücke von Storholmen an. Möller lief an Land zum Leuchtturmwärter und war zehn Minuten später zurück — in glänzender Laune.

„Wir haben noch über eineinhalb Stunden," sagte er triumphierend.

„Ja — aber Gegenwind," wandte sie ein.

Er bereute fast, daß er sie mitgenommen. Er hätte nie geglaubt, daß sie so ein Schwarzseher sei. Er wollte ihr beweisen, daß er nur dreiviertel Stunden brauchte, um heimzusegeln! Das Boot durchschnitt die Wellen und teilte das Wasser spielend. Aber als er dann einen Blick auf die Küste warf, wurde er blaß. Trotz der schäumenden Fahrt stand das Boot still. Ja, es schien, als führe es zurück anstatt vorwärts.

„Was bedeutet denn das?" fragte er entsetzt.

„Es gibt etwas, das nennt man Strömung," antwortete sie ruhig. „Und die ist schlimm hier."

Möller war sich klar darüber, daß er jetzt schon die Wette verloren hatte. Gegen so eine schlimme Strömung konnte er nicht ankämpfen.

„Ob wir jetzt nicht lieber nach Storholmen zurücksegeln?" fragte er besorgt, „bis die Strömung sich ein wenig gelegt hat?"

Sie antwortete nicht. Sie stand nur auf und schob ihn zart, aber bestimmt, zur Seite, übernahm das Ruder, und sowie sie die Hand am Steuer hatte, schien das Boot ein ganzes anderes zu sein. Es war wie ein lebendes Wesen, das sich durch das Wasser vorwärtsschwang.

Zwanzig Minuten vor vier wurde die Landspitze vor dem Hafen von Langnaes umrundet. Möller hatte die ganze Zeit still gesessen, mit umdüstertem Blick. Nun öffnete er endlich den Mund.

„Wo in aller Welt haben Sie denn so segeln gelernt, Fräulein Palm?"

„Wissen Sie es nicht? Habe ich Ihnen denn nicht erzählt, daß mein Vater Kapitän war?"

„Daran erinnere ich mich nicht. Aber warum sagten Sie denn heute früh — biidewind?"

„Ja — weil Sie es selber vor einigen Tagen so ausgesprochen hatten — eigentlich tat ich es nur, um Sie einmal gehörig zum besten zu haben. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse?"

„Nein — denn ich habe um Entschuldigung zu bitten." Er sagte es niedergeschlagen und beschämt.

„Nehmen Sie das Steuer, ehe man uns kommen sieht," sagte sie. „Es steht wirklich besser aus, wenn Sie jetzt das Boot steuern."

Er gehorchte. Und zehn Minuten später machte das Boot fest, vom Rektor mit etwas säuerlicher Miene beglückwünscht, stieg Möller aus und wurde sofort von den ihn erwartenden jungen Damen umringt. Fräulein Palm ging neben ihm, und wie zufällig streifte seine Hand die ihre. Sie erwiderte mit einem Händedruck, den er weder mißverstehen wollte noch konnte.